Der Feierabend

Unterhaltungs-Beilage zur „Deutschen Rundschau"

Nr. 210 | **Bromberg, 19. September** | **1939**

Herz, schweig still . . .

Roman von **Rudolf Haas.**

(17. Fortsetzung.)

„Es ist ja Erntezeit!" sagt die Mina-Muhme schnell.

„Erntezeit?" denkt die Traude. „Für wen?"

Als Ludwig Wiederschwing abgereist ist, kommt Erminio Tonandinel zum erstenmal als Bräutigam in den Marhof. Sie sitzen in der schönen Stube, und es geht etwas förmlich und befangen her. Der Conte spricht von seiner tiefen Neigung, von der Ehre und dem Glück, die ihm durch die Verbindung zuteil werden. Jörg Wiederschwing als dermaliger Hauswirt erwidert höflich und zurückhaltend, auch die Wiederschwing wüßten die Ehre einer Verbindung mit Herrn Tonandinel zu schätzen, wenn sie auch etwas überraschend komme und nicht das sei, was der Vater gewünscht habe. Er brauche wohl nicht erst zu erklären, daß seine Schwester von niemandem gezwungen worden sei, sie selbst habe sich freiwillig so entschieden.

Schweigsam sitzt die Traude. Die Mina-Muhme nötigt ihr eine zweite Tasse Kaffee auf, aber als Großvater Hartl seine Schale ebenfalls füllt und eine gewaltige Mütze Schlagrahm daraufhäuft, wird er zur Mäßigkeit ermahnt.

Danach besichtigen sie den Hof, und als sie wieder ins Haus zurückgehen, bleibt die Traude vor dem neuen Auto Tonandinels stehen und spricht, um nur etwas zu sagen: „Du hast einen schönen Wagen."

„Gefällt er dir?" erwidert er erfreut. „Er soll dir gehören! Wenn es dir Spaß macht, kannst du fahren lernen und ihn selbst steuern."

So ist er jetzt. Er kann ihr überhaupt nicht genug zuliebe tun, und die Verhältnisse des Marhofs ordnet er in großzügigster Weise.

„Ich weiß", sagt er in der Kanzlei zu Jörg Wiederschwing, „es ist der Herzenswunsch meiner Braut, daß der Hof im Besitz ihrer Familie bleibt, und es ist selbstverständlich, daß ich diesen Wunsch erfülle. Darüber soll einmal und dann nicht mehr geredet werden. Die Schuldscheine und Pfandbriefe sind ein Teil ihrer Morgengabe, sie kann damit nach Gutdünken verfahren. Aber das Unwetter hat großen Schaden angerichtet, und überhaupt läßt si chohne Bargeld eine Wirtschaft nicht planmäßig führen. Ich habe daher auf den Namen meiner zukünftigen Frau eine Summe bei der Bank hinterlegt und Ihnen Vollmacht erteilt, darüber zu verfügen. Ihrer Schwester bitte ich vorläufig nichts davon zu sagen."

Der leicht entflammbare Jörg ist von der Ritterlichkeit seines zukkünftigen Schwagers begeistert. Der feindseligen Abneigung des Vaters mochte es wohl zuzuschreiben sein, daß dieser voreingenommen und hartnäckig nur die Schattenseiten des Conte sah, und nicht auch dessen gute Eigenschaften zu würdigen wußte, die Tonandinel, fein, vornehm, Nachkomme eines alten Patriziergeschlechtes, zweifellos besaß.

So oder ähnlich äußert er sich zu seiner Frau, als er mit ihr allein ist und erzählt ihr auch von dem Bankkonto, nicht ohne hinzuzufügen, daß sie nun endlich schuldenfrei wirtschaften und sich auch etwas gönnen könnten, ohne vorerst jeden Groschen umzudrehen.

Frau Kathrein ist dabei, vor dem Schlafengehen ihr reiches, dunkles Haar zu flechten. Nun läßt sie die Hände sinken, tritt vor ihn hin, der pfeifend im Zimmer auf und ab geht, und, ihn freundschaftlich am Arme ergreifend, sagt sie heiter, aber ihre klaren Augen blicken ernst: „Lieber Mann, dich schlägt wieder einmal der Leichtsinn ins Genick, und ganz erfaßt hast du auch nicht, worum es eigentlich geht, sonst würdest du nicht so reden. Glaubst du, die Traude hat entsagt und nimmt ihr Los auf sich, nur damit du oder wir es uns können gut gehen lassen? Nein, Jörg! Nicht für dich oder mich, sondern für den Marhof bringt sie das Opfer, für den alten Erbhof der Wiederschwing! Und deswegen müssen wir so tun, als wäre alles beim alten geblieben, als hätte kein Tonandinel uns die Schulden erlassen oder gar ein Bankkonto eröffnet. Und wenn wir genötigt sein sollten, in der ersten Notzeit etwas von dem Geld zu beheben, so müssen wir unser ganzes Leben lang bemüht sein, nicht nur diesen Vorschuß zurückzuerstatten, sondern uns aus allen Schulden herauszuarbeiten, den Hof lastenfrei zu machen und so der Traude zu beweisen, daß wir ihr Opfer richtig verstanden und auch den Familiensinn der Wiederschwing haben. Oder wolltest du von ihren und Tonandinels Gnaden leben oder dir gar gute Tage machen?"

So spricht Frau Kathrein zu ihrem kleinlaut gewordenen Gatten, und sie hat auch von Stund' an die Zügel der Wirtschaft fest in ihre zupackenden Frauenhände genommen und munter, aber entschieden, warmherzig, aber willensstark, liebreich, aber unerschütterlich und zielbewußt ihren etwas weichen und leichtlebigen Jörg dahin gebracht, daß es ihren vereinten Kräften gelnag, den Marhof in die Höhe zu bringen, ohne auff Tonandinels Geld angewiesen zu sein. — —

Eine Woche später verläßt Traude Wiederschwing als Frau Tonandinel die um die Mittagszeit leere Kirche. Sie ist im Reisekleid, Tonandinel hilft ihr in den Staubmantel, sie steigen in den großen Wagen, der sie nach Venedig bringen soll. Der Lenker schaltet den ersten Gang ein, lautlos setzt sich die Pullman-Limousine in Bewegung.

Im selben Augenblick kommt Hella Kindlmann mit einer Freundin eilig um die Ecke auf den Kirchenplatz. Aber sie hat nur noch das Nachsehen.

Die weiße Jacht „Speranza".

Für Traude Tonandinel ist das Leben zu einem unwahrscheinlichen Traum geworden, aber der wirkt anfangs nur so, wie es die prunkvollen Ausstattungsstücke tun, berauschend für die Augen, doch das Herz wird nicht warm.

Sie hat sich dem Schicksal beugen müssen, um den Marhof und wohl auch das Leben ihres Vaters zu retten, es war so vorausbestimmt. Gottes Wille? Schicksal? Es ist

ja so gleichgültig. Sie hat ihre Mädchenliebe begraben, sie hat sich selbst überwunden, steht jenseits von Glück und Leid. Ohne Furcht und ohne Hoffnung lebt sie ihr Leben weiter, trägt sie ihr Geschick, gefaßt und leidenschaftslos. Aber ihre Augen sind sehend geblieben, und die dürfen jetzt „trinken, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt."

Ruhig durchschneidet die weiße Jacht, die in Goldbuchstaben den Namen „Speranza" trägt, das leuchtend blaue Mittelmeer. In weiß und Gold ist auch die Besatzung gekleidet, alles auf dem schlanken Schiff blitzt und blinkt, und als die Traude zum erstenmal die Innenräume betrat, fing der Traum an, der Wochen und Monde dauern sollte.

Verschwenderische Pracht vereinigt sich mit größter Bequemlichkeit, alles ist gediegen, zweckmäßig und dabei schön. Edles Holz, geschliffenes Glas, seidene Kissen und Teppiche, spiegelnde Fußböden. Nichts fehlt vom Bad bis zum Lotterbett, vom Bücherschrank und Stutzflügel bis zum Mehrröhrenempfänger.

Ein ehemaliger österreichischer Fregattenkapitän, graubärtig und weltkundig, führt das prächtige Schiff, zwei Offiziere stehen ihm zur Seite, die Matrosen sind frische Jungen, ein dicker Koch sorgt für das leibliche Wohl, ein Diener wartet auf, eine artige Zofe ist für die junge Frau da, um die sich überhaupt alles zu drehen scheint. Darauf sieht schon Tonandinel, der sie mit immer wacher Aufmerksamkeit umhegt und verhätschelt.

Doch nicht dies und das Ungewohnte allein ist es, was ihr das Leben märchenhaft unwirklich erscheinen läßt, sondern vor allem die bunte Fülle immer neuer Eindrücke, immer anderer Schönheiten, die in stetem Wechsel Tag um Tag gleich Wandelbildern auf leuchtendem Hintergrund an ihr vorüberziehen.

Brindisi, Athen, das Goldene Horn, Konstantinopel, die Pforte des Glücks, mit weißen Palästen, schimmernden Kuppeln, nadelspitzen Gebetstürmen, mit dem Gewühl in hundertsprachig durchsummten Gassen, Märkten und Basaren, wo alle Schätze und Kostbarkeiten aus dem Morgenlande aufgestapelt sind und Tonandinel nicht müde wird, einzukaufen. Die Traude wagt schon gar nicht mehr zu zeigen, daß ihr eine Schmelzmalerei oder ein Seidengewebe gefällt, da sie es sonst unweigerlich in ihrer Kajüte vorfindet, die jetzt nach Rosenessenz duftet und sie anmutet wie ein Prunkgemach aus Tausendundeiner Nacht.

Port Said, der Suezkanal, Ausflug nach Kairo und zu den Pyramiden.

Die Traude hat sich rasch und ohne sonderliche Beschwerde an das Seefahren gewöhnt, und die Reise geht weiter. Das Rote Meer, Korallenriffe, Bab el Mandeb, das Tor der Trauer — Adens Kraterfelsen, kahl und wasserlos.

Sie erreichen Bombay, wo Briten, Schweizer, Griechen, Chinesen, Juden, Mohammedaner, Hindus, Dschaina durcheinanderwimmeln, Laster, Verbrechen und Seuchen aller Art im unglaublich schmutzigen Eingeborenenviertel lauern, die Parsen noch das Feuer anbeten und ihre Toten in den Türmen des Schweigens auf den Malabar Hills unter Palmen den Vögeln zum Fraß vorsetzen, während die „Zivilisation" den Digambaras nicht mehr gestattet, nur „den Luftraum zum Kleid" zu haben, obwohl nach ihrem Glauben die vollständige Nacktheit das Zeichen der Heiligkeit ist.

Die Reise währt hundert Tage und geht wieder westlich hinüber nach Sansibar, durch die Tropenzone in den südafrikanischen Frühling hinein, um das Kap der guten Hoffnung herum und nordwärts durch das Atlantische Meer und die Straße von Gibraltar in den europäischen Spätherbst zurück bis Genua.

Die junge Frau Tonandinel findet weder Zeit noch Sammlung, an das Einst zu denken. Allzuviel des Neuartigen, Überraschenden, Gegensätzlichen stürmt auf sie ein, bedrängt, überwältigt sie und zwingt sie und zwingt sie, schauend, bewundernd, entrückt und hingerissen, ganz der Gegenwart zu leben. Landschaftsbilder von unwahrscheinlicher Schönheit, abschreckender Wildnis oder todesstarrer Öde lösen einander ab, dem Anmutigen folgt das Erhabene, der höchsten Zivilisation das Primitive. Heute von Kapstadt mit der Seilbahn auf den Tafelberg, dessen Länder und Meere umfassende Rundsicht eine der schönsten der Welt ist; morgen mit dem Kraftwagen in ein Hottentottendorf mit nackten Kindern und rückwärts weitausladenden Weibern. Nie gesehene Bäume und Blumen, Webervögel, Rosenpapageien, Affen, Löffelhunde. Nach dem Lärm der Hafenstädte mit ihrem fremdartigen Völkergemisch die Ruhe der Tropennacht. Die südlichen Sterne strahlen in unerhörtem Glanz, und rundum leuchtet das Meer. Feuergarben sprühen auf den Wellenkämmen, gleißende Flammen schäumen und spritzen am Schiff empor, durch flüssiges Silber pflügt es und zieht einen breiten Kometenschweif im Kielwasser hinter sich her. Sonnenauf- und Untergänge, deren Farbenpracht das Auge blendet. Tropengewitter mit ununterbrochenen Blitz- und Donnerschlägen aus nachtschwarzem Gewölk, sturmdurchwühlten Wogenbergen, sintflutartigem Regen, erschreckend und doch prachtvoll in ihrer entfesselten Urkraft.

Jeder Tag bringt Neues, und die Fahrt bei leichter Dünung auf hoher See, wo nirgends Land zu sehen ist, nur das blaue, wellig bewegte Wasser und des Himmels strahlende Kuppel, hat etwas tief Beruhigendes. Rasch und stetig zieht das Schiff seine Bahn, eine leichte Brise macht die Hitze weniger drückend, die junge Frau hat sich's im Liegestuhl bequem gemacht oder schaut, über die Reling gebeugt, den weißbäuchigen Delphinen zu, die wie ausgelassene Jungen in ganzen Rudeln das Fahrzeug begleiten und tanzen, springen, Purzelbäume schlagen und schnaufend alle ihre Kunststücke zeigen. Ein fliegender Fisch schnellt auf das Deck. . Ungestüm schießen Sturmtaucher mit ausgebreiteten Schwingen durch die Wellenkämme, Weltmeervögel, verschwistert mit Luft und Wasser. Am Himmelsrand taucht ein weißes Spitzchen auf, wächst zum oben mit Schnee bedeckten Kegel eines riesigen Berges; von der Sonne angeglüht, schwimmt das ferne Eiland wie der strahlende Palast des Meergottes auf der schaukelnden Silberflut.

In diesem fortwährenden Wechsel der Stimmungen und Eindrücke schwindet das Gefühl für die Zeit, es gibt nur ein Jetzt, wie glänzende Perlen reiht sich Augenblick an Augenblick. Und nicht minder traumhaft, als die Umwelt, ist das Leben an Bord. Tonandinel hat für alles vorgesorgt, auch ein Schiffsarzt begleitet sie, Dr. Ottilio Rensi, ein älterer Vetter des Conte, mit schwarzen Augen und weißhaarigem Gelehrtenkopf, lebensklug, weitgereist und ein guter Gesellschafter. Von der leichten Seekrankheit abgesehen, hat er bisher höchstens die Schramme oder Quetschwunde eines Matrosen zu behandeln gehabt, aber ohne daß er es weiß und die Traude es merkt, übt er mit seinem abgeklärten Wesen, das alle Schwächen der Menschen kennt und die Wichtigkeit des irdischen Daseins gewogen und zu leicht befunden hat, einen wohltuenden Einfluß auf die junge Frau. Seine leidenschaftslose, mitunter ein wenig skeptische Selbstbescheidung macht vor der Liebe nicht halt, und gerade Afrika und Asien geben ihm Gelegenheit zu mancherlei Betrachtungen über das Fehlen aller zärtlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib bei den meisten Völkerstämmen, wie ja auch Moltke, der große Schweiger, in seinen Briefen festgestellt hat, daß die Mohammedaner das ganze Brimborium von Verliebtsein, Hofmachen, Schmachten und Überglücklichsein nicht kennen. Buddha aber hatte Weib und Kind verlassen und predigte die schrankenlose Selbstaufopferung zum Wohl der Mitgeschöpfe, Jesus lehrte die Nächstenliebe und starb für die Menschheit am Kreuze, damit bezeugend, daß das Gedeihen einer Gemeinschaft oder Gesamtheit höher stehe, als das sogenannte Glück des einzelnen. So äußert sich Dr. Rensi.

Es ist ein etwas merkwürdiger Gesprächsstoff für eine Hochzeitsreisende; aber er hat einiges erfahren und das andere erraten, und Traude Tonandinel nickt versonnen: „Gemeinschaft oder Familie, Gesamtheit oder Volk — ihnen sind wir verpflichtet, wir gehören nicht uns allein. Dem einen wird die Pflichterfüllung leicht gemacht, der andere hat's schwer. Nicht alle kommen heil aus dem Krieg zurück. Wir müssen uns fügen und schweigen."

Anregend und besinnlich sind die Abendstunden auf Deck oder im Speiseraum. Der Kapitän, unerschütterlich ruhig und trinkfest, hat den Seekrieg in der Adria mitgemacht und

viel erlebt, das er mit trockenem Humor zu schildern versteht, wobei es ihm auf ein Kraftwort nicht ankommt, das den Conte zusammenzucken läßt, während Dr. Rensi gewandt ablenkt. Aber die Heiterkeit ist gedämpft, wirklich unbekümmert froh und jung ist nur der zweite Offizier, indes Traude Tonandinel, die jüngste von allen, nicht mehr von Herzen lachen, sondern höchstens noch lächeln kann.

(Fortsetzung folgt.)

Der blaue Montag.

Eine Erzählung von **Walter Dach.**

Ich erwachte und erschrak ein wenig, als der frühe Morgen heller als sonst durch die Kammerluke blinzelte. Hatte Mutter die Uhrzeit verschlafen? Ich lauschte nach nebenan. Es rührte sich nichts. Mutters Atemzüge waren zu hören, sie schlief fest, und der Wecker tackte. In die Stille fielen die Schläge der nahen Turmuhr. Erwartungsvoll zählte ich mit. Da wurde es deutlich und wahr: Mutter rief n i c h t zum Aufstehen!

Es war spät, aber noch nicht zu spät, um den letzten Korb zur Grubeneinfahrt zu erwischen; ich hätte nur aufspringen und mich beeilen müssen. So sprach mein Gewissen, mein Leib jedoch streckte sich wohlig im warmen Bett und zog auch den unruhigen Geist in die Kissen. Er ließ sich tatsächlich betören und flüsterte unerhört dreist: „Was geht's mich an, wenn Mutter die Weckeruhr nicht richtig bedient! Mutter trägt Schuld, wenn ich nun eine Schicht versäume. An mir liegt's nicht, ich bin bereit!"

Fünf Minuten später — nebenan regte sich immer noch nichts — wurde mein Gewissen schon lauter. Überhaupt ist es doch eine großartige Sache, sich mal ordentlich ausschlafen zu können! Eben heute am Morgen nach dem Sonntag . . .

Zehn Minuten darauf dachte ich dringend: Gesegnet sei der Wecker, der nicht weckt, und gelobt sei auch der tiefe Schlaf der Mutter! Freilich erwachte die Mutter nach einiger Zeit auch ohne Wecker und lief an mein Bett, mich rüttelnd, weil ich den Schläfer spielte, und bitter klagend, das richtige Wecken versäumt zu haben. Sie ahnte nicht, wie sehr willkommen mir ihre Versäumnis war. Sie bat mich, ihr die Müdigkeit vom schweren Dienst in fremden Häusern zugute zu halten. Dann, als sie fast zu Tränen kam, wurde sie plötzlich von einem schönen Trost erfüllt. Sicher habe es der liebe Gott so gewollt, sprach sie prophetisch, damit ich einem Unfall im Schacht entgehen solle.

Ach, hätte die Gute doch nicht dieses gesagt! Mir wurde übel heiß im Bett. Ich stand auf, obwohl Mutter meinte, ich könne doch getrost in der Kammer bleiben.

Wie oft hatte ich bei der Einfahrt in den dunklen Schacht Sehnsucht nach der Sonne gehabt und Landmann, Steineklopfer und Handwerksburschen beneidet! Nun aber, wo ich hätte fröhlich sein können, duckte mich die Erkenntnis einer bösen Tat. Die Sonne schien gar nicht so schön, die Luft war gar nicht so würzig, alles schien verdüstert und freudlos. Träge schlichen die Stunden dahin, ich wußte nichts Rechtes mit ihnen anzufangen und dachte viel an die Kameraden, die im Schoß der Erde ihre Pflicht erfüllten. Fern am Himmel stand der Förderturm, und die Seilscheiben sangen surrend von ihrem Fleiß.

Der Krämer stand in der Ladentür und fragte, warum ich nicht arbeite. So fragte auch der Ratsschreiber, so fragte der Schlächter, so fragten alle, die des Weges kamen und mich am Vormittag gesund spazierengehen sahen. Oh, ich sei gar nicht gesund, log ich ihnen vor. Der Ratsschreiber zwinkerte vielsagend mit dem Auge. Das machte mich wütend.

„Nanu!" rief Anna, die dazukam: „Wie ein lahmer Grubengaul hast du gestern auf dem Tanzboden wahrhaftig nicht ausgeschaut!" Ich ging mit ihr über den Anger und brüstete mich: Vom Kranksein könne, im Vertrauen gesagt, keine Rede sein. Ihretwegen sei ich zu Haus geblieben, und ob sie Zeit habe, ein Stündchen zu verplaudern. Anna bekam starre Augen. Ob das eine Art sei! Nein, sie habe keine Zeit zum Müßigsein!

Nachmittags sah ich die Kumpel vom Schacht kommen. Sie waren sicher nicht so ausgeruht wie ich, dafür aber voll stillen Glückes über den wohlverdienten Feierabend. An Karl und Johann schloß ich mich an: ob nicht irgendwo heute auf der Sohle 2 oder 4 ein Unfall geschehen sei, fragte ich hinten herum. Das wäre doch eine beruhigende Bestätigung des mütterlichen Wortes gewesen. Die Kameraden wußten nichts von einem Unfall, sie verstanden mich überhaupt nicht recht und höhnten, ob ich noch halb im Bett liege und träume! Und warum ein blauer Montag nicht schwarzer Montag heiße, weil man doch bei der nächsten Lohnzahlung seinen Leichtsinn büßen müsse.

Der Katzenjammer jenes Montags verfolgte mich tatsächlich bis dahin. Anzahl der Schichten: 6, hatte immer auf der Lohntüte gestanden, das war ja selbstverständlich. Und nun stand statt der 6 eine 5 — und diese kleine 5 wurde größer und drohender, je länger ich auf die Tüte blickte, es war eine fremde Ziffer, ich haßte sie. Doch was half das? Zu Haus zählte ich der Mutter die Münzen auf. Es fehlte der Lohn einer ganzen Schicht, das Geld, das eine Witfrau mit Kindern so nötig hat.

Das Gewissen, das mich so arg gepeinigt hatte, beschloß nun das Ganze mild und tröstlich. Es gab mir ein, an den Steiger heranzutreten, mich doch recht bald für eine der sonntäglichen Reparaturschichten zu verpflichten, mir sei alles recht.

So kam es, daß bei der übernächsten Lohnzahlung auf meiner Tüte statt der üblichen 6 eine 7 stand. Die verlorene Schicht — ich hatte sie wieder!

Das Pünktchen Sehnsucht.

Skizze von **Walter Schimmel-Falkenau.**

Der Hafen war weit wie ein Meer, und nächtens war sein Himmel voller Sterne. Mit ausgestreckten Ufern langte er dem Unendlichen entgegen, dessen Atem im Dufte der Wogen herüberwehte. Mit gefalteten Händen stand das Mädchen Julitta an der Mole und sah den einkommenden Schiffen entgegen, unter den vielen aber mit inbrünstiger Sehnsucht denen, die von großer Fahrt aus dem Osten kamen.

Denn mit einem dieser Schiffe wollte er wiederkommen. So hatte er damals gesagt. Es war lange her.

Solche Schiffe machten vierzehntägig im Hafen fest, und Julitta hatte schon mehr als zwanzig abgewartet. So lange schon brannte ihre Sehnsucht wie eine kleine Flamme im Hafen. Am Tage ging sie in der heißen Sonne unter, aber nachts war sie wie ein kleines Leuchtfeuer.

Als wieder ein solches Schiff wie ein kleiner Schattenfleck nur auf der Höhe des Hafens stand, dem geübten Auge eigentlich nur durch die hauchdünne und zierlich-kleine Rauchfahne erkennbar, jagte das Herz Julittas in wilden Schlägen. Eine nie gekannte Unruhe erfaßte sie. Und das Atmen wurde ihr schwer.

Er kam mit diesem Schiffe! Sie wußte es. Ihre kleinen Hände waren kalt, und ringsum schien die Sonne heißer als je zuvor.

In langsamer Fahrt hob sich das große, weiße Schiff immer deutlicher aus dem Meeresbett heraus, wie eine Blume sah es aus, die leuchtend über den Wogen aufblüht.

Die Unruhe der Erwartung nahm zu. Julitta stand nicht mehr allein. Viele Menschen waren plaudernd, lachend und wartend neben ihr.

Stolz wuchs es empor. Brücken bauten sich unsichtbar vom Ufer dieser Erwartung zum Bord großer Hoffnung hinüber. Wünsche und Gedanken gingen in großer Wanderung darauf hin und her. Unter den vielen auch die zitternden Wünsche und Gedanken des Mädchens Julitta.

Nach einer Stunde wurden die Landungsbrücken ausgeworfen. Gewaltig ruhte das Schiff an der Mauer.

Ganz nahe drängte sich Julitta, so daß sie schließlich durch zwei hochgewachsene Menschen den Ankommenden schmal entgegensehen konnte.

Schon unter den ersten hatte sie ihn erkannt. Er war wie damals, stolz, groß und weiß. Und neben ihm ging eine Frau, die seinen Arm in dem ihren hielt und zärtlich auf ihn einsprach. Er antwortete ihr mit einem glücklichen Lächeln.

Noch einmal schrie Julittas Herz leise auf.

Sie sah es: Er war glücklich.

Sie trat schnell hinter die Wartenden zurück, rannte hinter der Menschenmauer entlang und sah ihn dann noch einmal. Zaghaft ging sie hinterher. Und als sie sich alle drei von den Wartenden gelöst hatten, trat Julitta gesenkten Hauptes zu ihm und begrüßte ihn ehrerbietig. Ein frohes Lachen erfüllte sein Gesicht.

„Julitta", sagte er, „das ist aber schön von dir, daß du

hier bist", und zu der schönen Frau an seiner Seite meinte er erklärend: „Das ist meine kleine Dienerin Julitta, sie hat immer rührend für mich gesorgt." Und zu Julitta: „Und diese Dame hier, Julitta, ist nun deine Herrin, hilf ihr, so wie du mir immer treu geholfen hast."

Ehrfurchtsvoll beugte sich das Mädchen Julitta. Dann hörte sie freundliche Worte aus dem Munde der Dame. Sie nahm einen kleinen Handkoffer ab und trug ihn schweigend hinterher.

Der Wald und die Elefantenkrankheit.

Der verkannte Beschützer.

Wieder einmal konnte jüngst in schlagartiger Weise nachgewiesen werden, in welchem Ausmaße uns der Wald vor Krankheiten schützt. Und zwar handelt es sich um eine so furchtbare Seuche wie die Elefantenkrankheit, die Elephantiasis, die in den Tropen die Leiber der Eingeborenen entsetzlich verunstaltet, indem sie einzelne Körperteile in ungeheuerlichem Umfange verdickt.

Hervorgerufen wird das Leiden durch einen Rundwurm, der in den menschlichen Lymphgefäßen ein Schmarotzerdasein treibt, indem er die Saugröhrchen verstopft, denen die Beförderung der Nährstoffe zwischen unserem Blut und unseren Organen obliegt. Eine Mücke überträgt den Wurm von Mensch zu Mensch. Sie saugt den Embryo aus dem Blute. Sie beherbergt die gefährliche Kreatur, bis sie ausgereift ist, und sie gibt sie dann wieder weiter. Und diese Mücke, die das Verbreiten des Schädlings besorgt, lebt als Larve auf Kosten des Wasserkohles, in dessen Faserwurzeln sie sich mit ihren Hinterenden einbohrt. Denn diese Tiere atmen nicht mit Röhrchen wie andere Artgenossen, die an die Oberfläche des Wassers gehen müssen. Die Filaria nimmt den Sauerstoff, den sie zum Leben braucht, vielmehr aus den Luftkanälchen jener Pflanze. Und die Puppen bedienen sich der Saughörnchen an ihrem Kopfe. Die Mückenlarven machen es ihren Nachkommen leicht, zu ihres Leibes Nahrung zu gelangen; die Weibchen legen nämlich ihre Eier an der Unterfläche der Blätter ab, auf solche Weise den herausschlüpfenden Puppen einen Teil des Weges ersparend.

Der gefährliche Rundwurm, der die Elefantenkrankheit erzeugt, ist auch dafür verantwortlich zu machen, daß diese Seuche an der Mittelküste von Java ihr Wesen treibt. In einer Entfernung von zwei Kilometern findet er sich nicht mehr. Und es ist das Verdienst des Professors E. Rodenwaldts, in der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte" auf die schicksalhafte Verkettung der verschiedenen Umstände hingewiesen zu haben, die das Auftauchen des Schädlings und damit der Seuche hervorrufen. Danach ist letzten Endes niemand anders als der Mensch selbst für das Dasein des gefährlichen Geschöpfes verantwortlich. Denn er hat sich des einzigen wirksamen Beschützers entledigt — des Waldes! In Mitteljava haben die Eingeborenen rücksichtslos das Holz ausgerottet, das früher die Gebirge an der Küste bedeckte. Die Regengüsse, die dort gewaltige Ausmaße annehmen, reißen immer neue Kanäle in den Boden. Schnell sinkt der Fluß dann wieder ab, aber in den Kanälen bleibt das Wasser stehen. Der Wasserkohl sprießt empor, und in seinem Schatten entwickelt sich der fürchterliche Schädling.

Mitteljava liegt fern von uns. Aber sein Schicksal liefert ein sprechendes Beispiel für den Wert des Waldes, der auch unser Wohltäter ist . . . .

Vom guten Ton des Werkstoffs.

Seltsame Verfahren prüfen das Erzeugnis der Technik.

Es liegt auf der Hand, daß gerade in unseren Tagen ein besonderes Gewicht auf die gewissenhafte Prüfung der Werkstoffe gelegt werden muß. Viele von ihnen erblicken eben erst das Licht der Welt, und sie sollen sich nun darüber ausweisen, ob sie auch wirklich alle jene Eigenschaften besitzen, die ihnen von der rastlos erzeugenden Technik in die Wiege gelegt wurden. Natürlich gewinnen damit auch die dafür in Frage kommenden Prüfungsverfahren steigende Bedeutung. Hier werden altüberlieferte und völlig neue Errungenschaften in den Dienst der Sache gestellt. Eine besondere Stellung gebührt dabei dem Ton, den man dem Werkstoff entlocken kann.

Man kennt schon von der Schulbank her die sogenannten Chladnischen Klangfiguren. Sie entstehen, wenn man eine glatte Scheibe mit Sand bestreut und dann mit einem Fiedelbogen in Schwingung versetzt. Alsbald gruppiert sich der Sand zu eigenartigen Figuren. Das ist keine Spielerei. Vielmehr verrät uns der Sand, daß er sich an denjenigen Stellen gesammelt hat, die in Ruhe geblieben sind, während alle übrigen Bezirke in Schwingung versetzt worden waren. Die Figuren nun, die auf einer gläsernen Scheibe entstehen, sehen anders aus als die Linien auf einer Messingscheibe. Der Verlauf der Schwingungen, die durch die Scheibe gehen, richtet sich eben nach der Beschaffenheit des Stoffes, nach seiner Dichte, nach den Spannungen, die in ihm herrschen, überhaupt nach manchen Dingen, die für den technischen Wert, die Brauchbarkeit des Stoffes maßgebend sind.

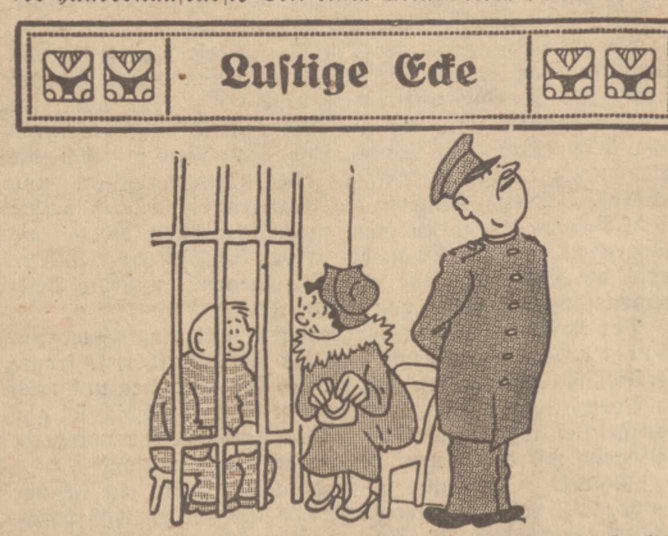
Diese uns längst vertraute Erscheinung ist neuerdings von dem bekannten deutschen Metallforscher Geheimrat G. Tammann angewendet worden, um die Beschaffenheit von Walzblechen zu untersuchen. Daneben traten andere Verfahren, denen gemeinsam war, daß die Beobachtung stets den Tönen galt, die den Werkstoffen entlockt wurden.

Besondere Aufmerksamkeit widmete man — wie die „Rundschau Technischer Arbeit" mitteilt — der Dämpfung, indem man die Dauer des Nachtönens der schwingenden Scheibe maß. Es sind in dieser Richtung überaus feinnervige Geräte ersonnen worden. Prüfstäbe wurden erschütterungsfrei aufgehängt und in Schwingungen versetzt, die zur Feststellung des Elastizitätsmoduls führten.

Die Größe mit dem schwierigen ausländischen Namen sagt uns, wie elastisch ein Körper ist, in welchem Ausmaße und mit welcher Schnelligkeit er also bestrebt ist, nach erlittener Änderung seiner Gestalt in den ursprünglichen Zustand zurückzukehren. Will man diese Eigenschaft zum Beispiel an einem Draht ermitteln, so hängt man an sein Ende ein Gewicht. Wenn dann schon ein geringes Gewicht in der Lage ist, den Draht in die Länge zu ziehen, so nennt man ihn elastisch.

Der Ton, den wir dem Werkstoff entlocken, sagt uns auch, ob und wo er Fehlstellen aufweist, Poren oder Risse etwa. Die Schwingungen verraten uns ferner, ob Verspannungen eingetreten sind, die durch ungleichmäßige Beanspruchung eines Werkstoffes entstehen können. Ein besonderes Augenmerk wird darauf gerichtet, den Werkstoff durch die Prüfung nicht zu beeinflussen. Und man darf annehmen, daß man dieses Ziel auch erreicht hat, wenn, wie es wohl der Fall, die Schwingungsweite nicht größer ist als der hunderttausendste Teil eines Millimeters . . .

Lustige Ecke



„. . . Und die arme Frau Lehmann, es tut mir so leid um sie. Sie ahnt nicht, wo ihr Mann die Abende verbringt!"

Kommissarische Leitung: Dr. Karl Hans Fuchs
Chef vom Dienst: Marian Hepke
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dr. Karl Hans Fuchs
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Edmund Przygodzki, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: A. Dittmann, Bromberg